



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Censor, Geheimer Regierungsrath von Eberg, streicht Alles unbarmherzig durch und bemerkt, daß er ohne Erlaubniß der Regierung keine Zeile drucken lassen dürfe. Ich habe die Censur-Instruction zum hundertsten Male von Anfang bis zu Ende durchgelesen und kann durchaus Nichts finden, was ihm die Berechtigung hiezu geben könnte. Also nicht einmal die Presunfreiheit ist frei! Wir sind gespannt, was das Ober-Censurgericht, dem die Beschwerde über diese Willkür vorliegt, dazu sagen wird. Da unsere Zeitungen also schweigen müssen, die öffentliche Meinung aber über die Vorgänge im Gebirge unterrichtet sein will, so gebe ich Ihnen nachstehend einige Details darüber.

Der Aufstand nahm seinen Anfang am 4. Juni in dem eine Meile von Frankenstein gelegenen Dorfe Peterswalbau. Die nächste Veranlassung war ein Pasquill, das ein Haufen Weber vor der Wohnung eines wucherischen sogenannten Fabrikanten abfang. Letzterer ließ einige der Sänger aufgreifen und sie heimlich durchprügeln. Auf die Nachricht hiervon vergrößert sich bald die Zahl der Weber bis auf mehrere Hundert, und wüthend fangen sie an, die Etablissements, fünf an der Zahl, zu demoliren. Sämmtliche Bücher und Handelpapiere werden vernichtet, die Kasse erbrochen und das Geld vertheilt. Am anderen Morgen wird das Zerstörungswerk fortgesetzt. Als der Vorschlag gemacht wird, die Gebäude nicht zu demoliren, sondern kurzweg zu verbrennen, wird angeführt, daß dann die Eigenthümer Brandgelder erhalten würden, während es jetzt nur gelte, sie ebenfalls zu armen Leuten zu machen. Von Peterswalbau begeben sich die Weber nach Langenbielau, wo sie ebenfalls drei Fabrik-Etablissements zerstören. Hier kommt es zwischen ihnen und einem Detaschement Soldaten zum Kampfe, wobei letztere den Kürzeren ziehen und zurückgeschlagen werden. Auch die Weber ziehen sich zurück in der Richtung nach Landshut und dem Hirschberger Thal hin. Sie sind bereits auf zwölftausend angewachsen und man bemerkt mit Verwunderung, daß sie förmlich organisiert sind. Sehr wahrscheinlich hat sich ihre Macht um das Doppelte verstärkt, denn gerade um Landshut herum ist die Noth und das Elend der Weber ganz bedeutend. Die ansehnliche Militärmacht wird von ihnen in Schach gehalten, und man hört Nichts von neuen Angriffen. Die Sache nimmt eine sehr bedenkliche Wendung. Die „Ausrufe“, welche an sie erlassen werden, fruchten Nichts. Freilich, wenn sie deutsch verstehen, müssen sie gerade durch die „Ausrufe“ in ihrem Vorhaben bestärkt werden. Einer z. B., vom Grafen Sandreczky-Sandraschütz erlassen, fängt so an: Eben zurückgekehrt, bemerke ich Auftritte, die nicht zu bemerken, ich gefürchtet habe. — Der gute Mann appellirt an die Liebe der Armen zur Grundherrschaft! Weiß Gott, woher es kommt, daß das Echo aus dem Gebirge bis in die Straßen unserer Haupt- und Residenzstadt dringt. Schon seit drei Tagen finden des Abends Ausläufe und

Tumulte in Breslau statt, die einen so ernstlichen Charakter annehmen, daß gestern sämmtliches Militär die Straßen besetzt hielt. Was die Aufrehrer wollen, wissen sie selbst nicht. Sie sind „halt“ unzufrieden! Alle Interessen treten in den Hintergrund vor der Theilnahme an diesen Vorgängen. Die Sängerin Luczek, auf die sich unsere Breslauer schon so lange gefreut, hat gestern den Cyclus ihrer Gastrollen vor einem leeren Hause begonnen. Kunstreiter, wilde Thiere, Wachsabinete, alle Sehenswürdigkeiten, die uns die Wollmarktsaison gebracht, kündigen vergebens ihre Herrlichkeiten an, man klebt nur die Placate an den Straßenecken, worin das Polizeipräsidentium seinen tiefen Unwillen über die ärgerlichen Excesse ausspricht. Uengstliche Gemüther prophezeihen uns nichts Gutes: Aufhebung der Pressfreiheit, Abschaffung der Constitution u. s. w. Ich denke, so arg wird's nicht werden. Die „germanische Freiheit“ wird uns bleiben trotz aller Gegendemonstrationen.

Aus Wien.

I.

(Aus einem Privatschreiben.)

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die Ernte dieses Sommers eine große sein. In der Schweiz ist eine böse Saat aufgegangen und macht die alten Theilungspläne reifen; das türkische Reich kann sich selber nicht mehr beschützen und wankt sichtbarlich der Grube näher. Im Osten wie im Westen drohen unnatürliche Staatenglieder zu fallen, wenn Niemand sie früher amputiren will. Und man glaubt, die Wundärzte werden nicht ihre Hände hineinstecken, und man glaubt, auch Andere werden müßig warten, jusque le fait sera accompli. — Mais qui accomplira donc ce fait? Hier täuscht man sich nur in Eile in Kreise (freilich in dem wichtigsten, um die höchste diplomatische Notabilität sich drehenden) über die Bedeutung des Kaiserbesuches im Buckinghampalast. Wie, dies wäre Nichts als Galanterie? In dem Momente, wo die russischen Familienpläne bei unserem Kaiserhaus einen so empfindlichen Schlag erhalten und die geniale und schöne Czarentochter einen anderen als einen österreichischen Prinzen ihrem Hause gewinnen wird, in dem Momente, wo es sich entschied, daß Erzherzog Stephan nicht wie Maria Louise dem Geiße eines eroberungslüchtigen Staates zur Brücke dienen soll, in diesem Momente besucht der Monarch, der nach Wien kommen wollte und nun nicht hierher kommen wird, die Hauptstadt Englands; er besucht den alten Bundesgenossen Oesterreichs, auf den es aber im

Fall eines Krieges nicht mit Sicherheit zählen kann. Verständigt sich England mit Rußland über die Einverleibung Serbiens und der Moldau (et c'est le commencement de la fin), so wird Preußen, das dabei nicht betheiligt ist, keine Schwierigkeiten machen, und Oesterreich wird seine Grenzen in dichter Nähe russischer Soldaten haben. Frankreich wird in seinen Journalen einigen Einspruch thun, aber wehe uns, wenn Frankreich, der alte Feind, der Einzige wäre, der zu uns hielte. *L'Angleterre, la Prusse et la Russie* — mais c'est une alliance impossible wendet man von einer gewissen Seite, die zweifelsohne viel Erfahrung in Allianz-Dingen hat, ein. Aber mit dem Terrain wechseln auch die Allianzen. Ein Krieg von Osten wird die Karten anders mischen, als die Kriege gegen Napoleon sie gemischt haben. Und was ist Monströses an dieser Allianz? Rußland will in Europa festen Fuß fassen und wird dieses gerne mit einigen Zugeständnissen an England thun, mit dem es doch nur in Asien collidirt. Es wird keinen Augenblick anstehen, ein Stück Asien mit einem Stück Europa zu vertauschen. Preußen will in Deutschland weiter vor und wird gerne die verschwägerte Macht die Besitzungen an der Donau dafür in Beschlag nehmen lassen. Daß die englisch-französische Freundschaft auf sehr schwachen Füßen steht, dafür liegen die Actenstücke vor. Louis Philipp ist ein alter Mann und seine Söhne haben kriegerische Tendenzen. Die Brochure Joinville's war nicht erst eine Warnung für England; es hat diese Richtung längst gekannt. Zwischen einem Bunde mit Frankreich und zwischen einem mit Rußland wird die britische Politik immer den letzteren vorziehen. Die Klippen, welche dieser neuen Wendung europäischer Politik entgegenstehen, hat man allerdings genau gezählt, aber eine Brücke, die über allen diesen Widerstand hinwegläuft, schlägt man offenbar zu gering an; die Energie des Kaisers Nikolaus.

Wir, in unserer zähen Widerstandspolitik, glauben nicht gern an die Gewalt der Persönlichkeit und ihrer hinreißenden Kraft. Wir setzen bei unseren Gegnern die möglichste Klugheit voraus und waffen uns dagegen mit nicht minderer Klugheit. Diesen Ruhm wird Niemand unserem Cabinet absprechen können; aber auf Eins sind wir nicht gefaßt; auf Kühnheit. Der gefährlichste Feind, den Oesterreich zu fürchten hat, heißt Energie. Darum ist Nikolaus uns doppelt furchtbar als Czar von Rußland und — als Mann. In diese Schaukelpolitik unserer Zeit hätte ein Napoleon, ein Friedrich II. längst sein entschiedenes Schwert geworfen. Ein Mann von Energie, und die Gestalt der Welt hat sich verändert. — Der Czar ist dieser Mann, und wir haben es im Winter hier vom Grafen Deloff gehört, was übrigens alle Briefe bestätigen, daß der Kaiser, weit entfernt, durch das herannahende Alter in seinem Willen geschwächt zu werden, vielmehr an Festigkeit — um nicht das Wort Eigensinn von

einem so hohen Herrn zu sagen — zunimmt. Der Kaiser ist eifersüchtig darauf, die Anfänge seiner Politik selbst zu Ende zu bringen, dieses weiß man hier; der Plan einer Eisenbahn zwischen Moskau und Odessa mit ihren handgreiflichen Folgen war unserer Diplomatie schon längst kein Geheimniß mehr, und doch warten wir hübsch ruhig die Dinge ab, die da kommen werden. Unter den fünf Großmächten Europas sinnen vier auf Machtvergrößerung und stehen schlagfertig zur Initiative bereit, nur Oesterreich wartet den Angriff ab und beschränkt sich auf die Vertheidigung; gewiß eine weise und würdige Politik! Aber Oesterreich ist längst angegriffen; von dem Momente, wo die Donaumündungen in Rußlands Hände übergingen, bis auf diese Stunde hat Rußland einen fortbauenden, vortheilhaften Invasionskrieg gegen uns geführt, es hat unseren Einfluß in Konstantinopel geschwächt, es hat die Donaufürstenthümer moralisch erobert, es hat seine Neze tief nach Ungarn, ja vielleicht bis Böhmen geworfen, und wir, haben wir uns vertheidigt?

Für heute nur diese Frage. Wenn Sie diesen Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte einen Raum gönnen wollen, so werde ich mir erlauben, in Zukunft noch einige andere Fragen dieser ersten folgen zu lassen. Vielleicht wird sich hie und da auch eine Antwort finden.

2.

Cornelius und die Wiener Künstler. — Die Staatsdruckerei und Fürst Metternich. — Emil Devrient und Löwe. — Baison, Herr von Holbein und seine Maske.

Unsere diesjährige Kunstausstellung sitzt in großem Mauther, nicht nur, daß sie über alle Maßen traurig ausgefallen ist, führt der Zufall auch noch Peter von Cornelius herbei, den großen Maler des Weltgerichts, den größten Dichter unter den Malern, den kühnsten Dramatiker unter den Dichtern der Jetztzeit. Was muß der Mann, der Meister der Düsseldorfer, Münchener und Berliner Schulen für einen Begriff von Wiener Kunst mitgenommen haben? Wie muß er sich nicht nur an den Bildern, wie muß er sich an den Gesprächen unserer Maler erbaut haben, an ihren Kunstansichten, an ihren Bildungsgängen. Am Ende ist Führich, d. h. die fromme Schule, trotz ihrer Richtung, doch noch die beste, weil sie wenigstens die vollständigste ist. — Wissen Sie, daß man unseren Beamten erlaubt hat, Privatunterricht zu ertheilen? — Dies ist von großem Einfluß auf unseren allgemeinen Bildungsgang. Denn fortan werden die Beamten, um unterrichten zu können, selbst erst etwas lernen, und dieses ist ein wichtiger Fortschritt. Daß unter unseren Beamten eine fürchterliche Unwissenheit herrscht, darüber ist man allgemein einig. Es ist sogar im Werke, der hiesigen Staats-

druckerei eine eigene Verlagsbuchhandlung beizugeben, um die Bildung der Beamten zu befördern. Bisher nämlich bezogen die Buchhändler der Monarchie allen Bedarf an Gesetzbüchern aus der erwähnten Staatsdruckerei. Da diese jedoch keinen Rabatt gibt, so schlagen die Sortimentbuchhandlungen einige Procente darauf, wodurch das Buch theurer wird und der Zweck der Regierung, ihren Beamten und anderen Rechtsforschenden die Belehrungsmittel wohlfeil zu geben, verloren geht. Der Antrag des Directors Auer, der viele Thätigkeit und Einsicht bei der Leitung der Staatsdruckerei entwickelt, geht dahin, der Staatsdruckerei die Facultät zu geben, die gewöhnlichen Buchhändler-Rabatte bewilligen zu können, damit ihre Artikel dem Privaten wenigstens im Normalpreis geliefert werden können. Die Staatsdruckerei ist übrigens wohl das größte typographische Institut der Monarchie *). Sie beschäftigt sieben Dampfpresen, achtundzwanzig Handpresen und mehrere lithographische Pressen, nebst den nöthigen Schriftgießereien **). Letztere zeichnen sich namentlich durch ihre Leistungen in Bezug auf orientalische Lettern aus. Fürst Metternich hat die Herausgabe einer Reihe von Tractaten zwischen Oesterreich und der Pforte anbefohlen. Diese werden in türkischer, französischer und deutscher Sprache gedruckt und die Publication zählt wohl zu den schönsten Leistungen moderner Typographie. Auch die Bestellungen, die der Kaiser und die Erzherzoge bisweilen machen, werden mit einer Pracht ausgestattet, die von der königlichen Druckerei in Paris nicht übertroffen wird. — Auf dem Burgtheater gastirten Baison aus Frankfurt und Emil Devrient aus Dresden. Unser etwas stark alternder Ludwig Löwe fürchtete sich sehr vor dem großen Rufe, den Letzterer in neuerer Zeit gewonnen, kam aber mit einem blauen Auge davon. Emil Devrient hat sehr gefallen; aber doch nicht in dem Maße, wie er es verdiente, namentlich im Vergleich mit Löwe. Baison hatte einen nicht minder glücklichen Erfolg; es heißt, er werde engagirt. Zu wünschen wäre es; denn unser Burgtheater hat mehr Liebhaber im Publicum als unter seinen Mitgliedern. — Bei der Notiz, die ein anderer Ihrer Correspondenten über Deinhardstein's

*) Sollten die Gebrüder Gasse in Prag nicht mit ihrem Institute eben so weit sein? Die Red.

**) Die Buchdruckerei des Herrn Brockhaus in Leipzig beschäftigt neun Dampf- und dreißig Handpresen, besitzt jedoch keine lithographischen Pressen, da sie sich mit Lithographie nicht beschäftigt. An Druckern, Schriftgießern und Setzern beschäftigt sie gegen 250 Menschen; ihr zahlreicher Bedarf an Lettern beläuft sich auf 1800 Centner. Die stärksten Auflagen, die sie macht, sind die des Conversationslexikons (30,000 Exemplare stereotyp) und die illustrierte Zeitung (10,000 Exemplare stereotyp). Es verlohnte sich wohl der Mühe einer ausführlichen Beschreibung dieses großartigen deutschen Instituts. Die Red.

Modestus Ihnen einsandte, hätte er den pikanten Spas nicht vergessen sollen, daß der Darsteller der Titelrolle Laroche die Maske seines Chefs i. e. des Herrn v. Holbein angenommen hatte, was viele Leute, als es bekannt wurde, in's Theater lockte. Herr von Holbein war übrigens Mann von Geist genug, den Spas hinzunehmen.

Kainer. —

III.

A u s K ö l n .

Musikfest.

Hin und wieder ist in öffentlichen Blättern von unerquicklichen Streitigkeiten die Rede gewesen, die unserem jüngst hier gefeierten niederrheinischen Musikfeste vorangingen. Es hat aber meines Wissens kein Blatt Näheres davon berichtet, obgleich diese Vorgänge zur Beurtheilung hiesiger künstlerischer Zustände nicht ohne Interesse sind. Wer bei unseren früheren und bei anderen großen Musikfesten gewesen, wird beobachtet haben, daß die Frauenchöre in der Regel vor den Männerchören auf eine die Wirkung sehr beeinträchtigende Art zurückgedrängt wurden. Man hatte nicht vermocht, zur Herstellung eines harmonischen Verhältnisses Einleitungen zu treffen. Die Direction des letzten Musikfestes trat aber diesem großen Mißverhältnisse vom Haus aus entgegen. Sie setzte nämlich fest, daß von Kölner Sängern und Sängerinnen nur die Mitglieder der zwei Hauptinstitute für gemischten Chor, der Singakademie unter Weber und des städtischen Gesangvereines unter H. Dorn, außer den zur Comitéswahl erschienenen fünfunddreißig Wählern Antheil nehmen dürften. Der Vortheile, die dieses Princip gewährte, waren viele. Man bekam einen wohlgeübten Kern von Sängern und hielt eine Legion bloßer Pfingstfänger und sogenannter verkannter Talente mit allen von ihnen zu erwartenden Störungen ab. Da die Mehrzahl des tüchtigen Männergesangvereines auch bei jenen Instituten wirkt, so wurde hier Nichts verloren; die gleichzeitig von der Theilnahme als Ganzes ausgeschlossene Liedertafel aber ist künstlerisch von geringer Bedeutung, sie lebt mehr für Unterhaltung. Leider hat aber die nur dankenswerthe und im Interesse der wahren Verherrlichung des Musikfestes getroffene Veranstaltung, in welcher die Direction von den Comités der übrigen Vereinsstädte mit Erfolg unterstützt wurde, gerade hier in Köln nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die kein Einsichtiger ihr versagen kann. Namentlich hat gerade der Männergesangverein eine Art Opposition als Ganzes gemacht und Manchem den schönen Festgenuß vergällt. So erfreulich das in gleich oppositionellem Sinne in Deuß von ihm veranstaltete Morgen-Freiconcert war, bei dem sechzig

Männerstimmen ansprechende Compositionen vortragen, so wenig war die Veranstaltung doch, was sie zu sein vorgab, der Würde des Musikfestes entsprechend. Das Getreibe und Gewirre eines öffentlichen Ortes und das Klappern der Kaffeetassen wollen sich dazu nicht schicken. Am Ende thut das für die Wirkung beim Musikfest Gewesenen eben so viel nicht; sie erfahren wohl den rechten Grund solchen Beginns, amüsiren sich dabei und vergessen das Nebending. Allein nach Außen nimmt sich solcher kleinlicher Hader traurig aus. Die Herrlichkeit der Kunst ist das Ziel eines so künstlerisch bedeutsamen Festes und da geben sich in Köln selbst Kunstfreunde solcher erbärmlichen Eifersüchtelei hin über eine der zweckmäßigsten Veranstaltungen, die seit der Stiftung unserer Musikfeste getroffen worden ist! Aber ihre Umtriebe haben der Herrlichkeit des Festes doch keinen Eintrag gethan; die Energie des städtischen Kapellmeisters H. Dorn, des Dirigenten des Festes, wußte die mehr als sechshundert Sänger und Instrumente, welche zusammenwirkten, zur einmüthigsten Execution der schwierigsten Tonwerke, von denen wieder Beethoven's Missa eines der schwierigsten ist, zu beseelen, und vor der Meisterschaft des Erfolgs ist glücklicherweise alle Einrede und alle Mißliebigkeit elendiglich zu Schanden geworden.

IV.

N o t i z e n.

Nikolaus in Braunschweig. — Lüttich. — D'Connell und Jordan. — Berichtungen. — Das junge China. — Türkische Gräuelt und christliche Diplomatie.

— Wir Deutschen sind ein empfängliches Volk. In abstracto fressen wir Welsche und Slaven, daß es ein Grauen ist, aber ein Mächtiger, woher immer, darf sich nur zeigen, um bei Tausenden nicht bloß gerechte Bewunderung, sondern dienstwillige Anbetung zu finden. Ja, man ließe sich von einem Solchen unterjochen, damit er nur nicht glaube, wir wüßten seine Größe nicht zu würdigen. Viele thun jetzt empört über die Vergötterung, die Napoleon bei uns erfuhr, als er der Herr Europas war; das Traurigste ist, daß Napoleon eben so gut von Osten hätte kommen dürfen, ohne den Triumphwagen der Revolution, ohne ein Gefolge heilsamer Reformen, und er wäre vielleicht von Denselben, die jetzt mit nationalem Hass seines Namens prahlen, wie ein gottgesandter Herrscher aufgenommen worden. Czar Nikolaus reicht lange nicht an den Schatten des großen Corsen, allein er ist ein großmächtiger Herr, ein energischer Souverain, der, ungleich den anderen Monarchen, „die Nacht am Fußboden auf Strohecken verbringt“; und siehe da, er kann nicht durch Deutschland reisen, jenes Deutschland, wo man endlich die Pentarchie zu be-

greifen anfängt, ohne Huldigungen zu empfangen, die für uns tief beschämend sind. Aus einer norddeutschen Residenz erzählt man eine Scene, die wir für unglaublich halten würden, wäre sie nicht in der ersten deutschen Zeitung, in der Augsburger Allgemeinen, in wohlgefälliger und beinahe rühmender Schilderung zu lesen; und die Redaction jenes Blattes hielt es nicht einmal für nöthig, durch ein strafendes Wort oder ein zweifelndes Fragezeichen die Aufnahme einer so taktlosen Correspondenz zu entschuldigen. Nikolaus war, auf seiner Reise nach London, in Braunschweig angekommen und kaum aus dem Wagen gestiegen, so sammelte sich devotes Publicum, Mäzenen flogen in die Luft, Hüte und Tücher wurden geschwenkt, und zahlreiche Hurrahs! ertönten! Wäre das in mancher anderen Stadt, z. B. in Prag, vorgefallen, wie würde man da über panslavistische Sympathien schreien. Das Braunschweiger Beispiel zeigt, daß die Devotion vor Rußland, die man da oder dort bemerkt, oft nichts weniger als Panslavismus, vielmehr gutdeutscher Philisterrinn ist. Wie der Correspondent zu verstehen gibt, soll die Begeisterung nur dem schönen stattlichen Mann! und seinem freundlichen Benehmen gegolten haben; d. h. es war der unwillkürliche Drang des Philisters, entzückt zu sein, wenn ein großer Herr traulich thut; das Bedürfnis, vor einer so gewaltigen Majestät seine gute Gesinnung und respectvolle Aufführung zu produciren. Nikolaus hat gewiß von Braunschweig recht herablassend Abschied genommen: mehr Achtung, dünkt uns, wird er vor dem englischen Publicum empfunden haben, welches ihn sehr ruhig und mit selbstbewußter Würde empfing, obwohl es seine politischen Talente gewiß recht gut verstehen und anerkennen mag.

— In Lüttich besteht seit April 1842 eine Zufluchtsstätte für gefallene Mädchen (maison de réluge). Es hat seit seiner Begründung bereits achtzig Mädchen (von siebzehn bis dreißig Jahren) aufgenommen, von denen ein Theil aus dem Gefängniß, ein anderer sogar aus prostituirten Häusern kamen. In diesem Augenblicke befinden sich blos achtundvierzig darin. Die übrigen sind in Dienste getreten, oder zu ihren Eltern zurückgekehrt. Die meisten der Letzteren haben sich durch ihre Aufführung bisher als wirklich gebessert bewährt.

— Die endlich erfolgte Verurtheilung Daniel O'Connell's zu einem Jahre Gefängniß, zweitausend Pfund Sterling Buße und zehntausend Pfund Bürgschaft für sieben Jahre zu haltenden Frieden wird in England verschieden angesehen. Einige Torystimmen halten die Strafe für gering: im Gegensatz dazu hat das katholische Irland diesen Ausgang des Processes wie ein Nationalunglück aufgenommen, und tiefe Trauer überschattet das grüne Erin. Am Tage, wo sich

die Kunde von der Verurtheilung verbreitete, stockten an vielen Orten die Geschäfte, die Repealblätter erschienen mit schwarzem Rande, in den Kirchen wurde für D'Connell's Wohl gebetet, das Volk von Dublin schlich stumm einher und lagerte sich um die schwarzen Mauern des Richmond Penitentiary, wohin der Agitator sogleich abgeführt worden war, wie die Juden am Tage der Zerstörung Jerusalems im Thale Josaphat. D'Connell hat das Volk von seinem Gefängniß aus aufgefordert, sich ruhig und gefeslich zu verhalten; seine Gegner sehen dies als eine überflüssige Koketterie mit dem Gesetze an und meinen, Daniel D'Connell wolle sich nur den Anschein der Macht geben, als sei er es, der die Ruhe Irlands aufrechthalte; in der That aber mag der Agitator fürchten, das Volk könnte in ohnmächtigen Ercessen unnütz sein Blut versprühen, da die Insel von englischen Besatzungen überfüllt ist. Selbst jener große Theil des englischen Volkes, der gegen D'Connell ist, rechtfertigt die Verurtheilung weniger als eine gefeslich gerechte, wie als eine politisch nothwendige Maßregel, um den Einfluß eines Mannes zu brechen, der jedem Ministerium das Regieren erschwerte, oft unmöglich machte. Man denke jedoch in uristischer Hinsicht über das Urtheil, wie man wolle: man wird immer noch Grund haben, bei einem Seitenblick auf andere politische Prozesse die großartige und großmüthige Haltung Englands zu bewundern. So sehr Daniel die Tyrannei Englands anklagen mag: dieses war doch das einzige Land der Welt, dessen Verfassung ihm so lange zu agitiren, ja überhaupt seine Klagen über Tyrannei auszusprechen erlaubte. D'Connell agitirte in gefeslicher Form, aber sein Wunsch, England zu demüthigen, Irland nicht blos zu fördern, sondern zu rächen, war unverkennbar. Man halte seinen Prozeß für einen Tendenz- oder Gesinnungsprozeß und sehe sich bei uns um; wie kleinlich und elend stehen wir da neben unseren germanischen Vetteren jenseits des Canals! Vergleiche sind hier allerdings nicht möglich, doch denken wir an Jordan. Der friedliche Rechtslehrer ist freilich als Mann der That nicht so bedeutend, aber auch nicht so gefährlich wie Daniel. Jordan war ein reformliebender Deputirter von großer Beredsamkeit; das Verbrechen, das man ihm zur Last legen will, ist, daß er vor zehn Jahren um die Vorbereitung einer Emute gewußt und sie nicht denunzirt habe; Jordan war ferner allgemein geliebt, und die Zeugen gegen ihn sind feile Spione: D'Connell dagegen hat vor noch wenig Monaten den Nationalhaß zwischen Celten und Sassenachs geschürt, er ist des Versuchs angeklagt, Großbritannien zu zerstückeln, seine Drohungen gegen England standen in allen Journalen Europas, und er wird von der Regierung bitter, zum Theil persönlich gehaßt. Seine Strafe wird von Vielen für hart angesehen, und doch ist des armen Jordan Untersuchung schlimmer, als die ärgste

Strafe, die Daniel treffen könnte. D'Connell reiste im Lande frei umher und donnerte im Parlament, bis zu seiner Verurtheilung: Jordan durfte nicht einmal sein todt's Kind begraben sehen. D'Connell wohnt in den prachtvollen und geräumigen Zimmern des Gouverneurs von Richmond Penitentiary, ein großer Garten dient ihm zum Spaziergang, er betet und speist in Gesellschaft seiner Verwandten und Mitangeklagten, er erhält theilnehmende Besuche vom Lordmayor Dublins herab bis zum deutschen Touristen Benedek, Adressen von allen Corporationen des Landes und in der That leitet er von seinem Gefängniß aus ungehindert die Angelegenheiten seiner Repealer. Sollten wir noch einen Blick auf Jordan werfen, den kranken, ruinirten Mann, den die Gensdarmen mit geladenem Gewehr begleiten, wenn er einmal einen Schritt über die Schwelle des Gefängnisses thun darf, um Luft zu schöpfen? — Es ist genug.

— Die Verhaftung Zirndorfer's wegen Irreligiosität (siehe vorige Wochenlieferung der Grenzboten) ist, nach der Rhein- und Moselzeitung, eine reine Erdichtung, die zum Besten des Autors und Verlegers ausgesprengt worden.

— Bettina's Brentanobuch ist, wie man jetzt hört, nicht seines Inhalts wegen confiscirt worden, sondern weil, den Gesetzbestimmungen über Zwanzigbogenschriften zuwider, der Name der Verfasserin nicht auf dem Titelblatte genannt war. Die Freigebung der Schrift wird demnach keine Schwierigkeiten haben. Wir berichtigen das mit Vergnügen. Berlin hat in letzter Zeit Krähwinkleien genug begangen; man kann ihm diese eine schenken.

— Nach dem „Ausland“ gibt es jetzt ein wirkliches „junges China“, obgleich dieses Wort ein Widerspruch in sich oder eine Satyre auf unsere altklugen und weltgebornen Völkerfrülinge scheinen könnte. Eine Hauptstütze dieses, mit dem Christenthum und dem Unchinesischen gerade so, wie das junge England mit dem Katholizismus, kokettirenden jungen China ist der Mandarin Schu, der eine Denkschrift über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes verfaßt hat. Güclaff hat dieses Memoir an Professor Neumann in München geschickt; es ist namentlich im Anfange noch ganz in echt chinesischem, naiv hyperbolischem und schlau einfältigem Style geschrieben, z. B.: „das Mittelreich,“ so sprechen wir Gelehrte, „ist über alle Nationen der Erde erhaben, und der große Kaiser, der Sohn des Himmels, regiert über alle Länder und herrscht über alle vier Meere . . . Was die Barbaren betrifft, die an den vier Enden der Erde wohnen, die ihm alle unterthan sein müssen, diesen erlaubt er,

Tribut zu bringen, und da sie aus Mangel an Rhabarber und Thee sterben würden, so hat er ihnen gnädiglich die Freiheit gegeben, in Canton diese Waaren einzutauschen. Allein was thun diese Elenden? Sie bringen ein Gift, in Geruch und Farbe dem Rothe gleich, welches sie den Einwohnern dieses blumenreichen Landes verkaufen. Nun denke sich Jemand diese unerhörte Frechheit! Wäre es nur der gemeine Pöbel, welcher durch den Gebrauch des Opiums verführt würde, so wäre dies noch zu erragen, denn an dem ist nicht viel gelegen; aber die Soldaten und ihre Offiziere nahmen so viel von diesem betäubenden Saft, daß sie für den Dienst ganz untüchtig wurden u. u." Sehr oft leuchtet aus der Denkschrift eine gewisse Aufklärung und Bewußtheit hervor; so drückt er sich einmal über einen ganz lügenhaften Bericht an den Kaiser dahin aus: „es wurde ihm (des Anstandes wegen) in unserer Sprache mitgetheilt! Wie fein da das schiefgeschlitzte Chinesenauge blinzelt! Tout comme chez nous, aber doch etwas ehrlicher.

— Die entsetzlichen Gräuel, welche die Albanesen gegen die christlichen Unterthanen der Pforte verüben, sollen immer noch im Zunehmen sein; die türkischen Truppen, die der Sultan gegen sie ausgesandt hat, sind theils mit den blutdürstigen Jorden einverstanden, theils ohne die Kraft, die Wüthenden im Zaume zu halten. Auch in Asien sollen die Christen die fürchterlichsten Verfolgungen erfahren. Die türkische Bestialität schwelgt wieder einmal in Blut, Brand und unnatürlichen Wollüsten. Man schaudert bei den Nachrichten von gespießten Kindern, lebendig verbrannten Weibern und Greisen — dergleichen läßt sich aber von türkischem Fanatismus nicht anders erwarten. Empörender ist die unmenschliche phlegmatische Berechnung, mit der die Diplomatie der christlichen Mächte diesem höllischen Treiben zuzusehen im Stande ist. Von welchen christlichen Motiven sich die Politik im Orient leiten läßt, sieht man daraus, daß England die Maroniten den wilden Drusen preisgegeben hat, weil jene im freundlichen Verhältniß zu Frankreich stehen. Wenn in den Donauländern die Diplomatie noch lange achselzuckend zusieht, wird es dahin kommen, daß die öffentliche Meinung, bei allem Haß gegen die Moskowiten, die russische Intervention und Occupation wünschen wird, nur um der teuflischen Wirthschaft ein Ende gemacht zu sehen. Dann wird man es glauben, daß diese froshblütige Politik nicht blos eine Sünde, sondern auch ein Fehler ist.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.